

Literarische Warte

Monatschrift
für schöne Literatur

herausgegeben von der
Deutschen Literatur-Gesellschaft

Vierter Jahrgang



München 1903

Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H.

selbst und besonders für einen Forscher, der, ich weiß nicht, soll ich sagen die Gnade oder das Unglück hat, die Probleme riesengroß vor sich erstehen zu sehen und mit offenem Auge ihnen entgegenzugehen (vgl. den einleitenden Abschnitt). Und mag auch in einem Teil der früheren Forschungs- und Gestaltungsarbeit Schells manches nicht ganz ausgereift und zu früh geboren worden sein, so bleibt noch genug, vor dem man stille zu stehen und zu warten hat, was das Werk einem sagt. In Schells Christus sehen wir aber die ausgereifte Frucht einer machtvollen Persönlichkeit. Persönlichkeiten haben wir aber nicht allzuviel. Die Herzen vieler gehören heute schon denen, die wir haben, und Schells Christus wird die vielen noch mehren.

Donauwörth. Dr. Thalhofer.

Mitteilung

der

„Deutschen Literatur-Gesellschaft“.

Nachdem unser früherer Präsident Herr Hans Eichelbach schon im Laufe des Sommers aus Gesundheitsrücksichten seine Stelle niederlegte, wurde bei der Mitte Oktober stattgehabten Generalversammlung Herr Maxim. Pfeiffer zum II. Präsidenten, Carl Conte Scapinelli (München, Columbusstr. 1) zum Schriftführer und Kassier, und die Herren Lohr und Schweiker zu Beisitzern erwählt; die Stelle eines I. Präsidenten wurde einstweilen nicht besetzt. Dem scheidenden um unsere Sache hochverdienten früheren Herrn Präsidenten auch an dieser Stelle nochmals unseren besten Dank!

Die Vorstandschaft.



Zur gefl. Beachtung! Um Verzögerungen und Mißverständnisse irgend welcher Art zu vermeiden, wird gebeten, alle auf den Inhalt der „Literarischen Warte“ bezüglichen Zuschriften und Einsendungen an herrn Anton Lohr in München, Rottmannstraße 5/1, die auf den Verlag und die Expedition des Blattes bezüglichen Mitteilungen, sowie die zur Rezensiön bestimmten Bücher an die Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H. in München, Hasenstraße 11 part. r., und alles, was für die „Deutsche Literatur-Gesellschaft“ bestimmt ist, ausschließlich an herrn Carl Conte Scapinelli in München, Columbusstraße 1/11, zu adressieren.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Schriftleitung nur dann Gewähr, wenn Rückporto beiliegt.

Herausgeberin: Deutsche Literatur-Gesellschaft in München. — Verantwortlich für die Redaktion: Anton Lohr, Rottmannstraße 5/1, München. — Verlag: Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H. in München, Hasenstr. 11. — Druck von Dr. F. r. P. Datterer & Cie., G. m. b. H., Freising.



4. Jahrgang

1. März 1903

Heft 6

Nachdruck aller Beiträge verboten.

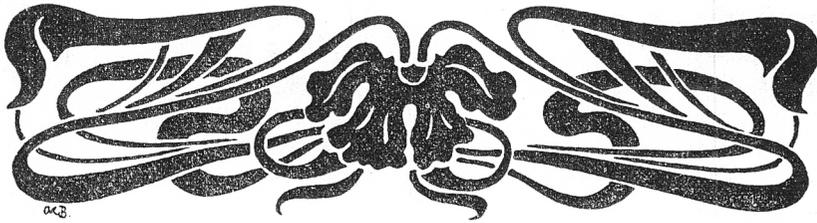
Dramatische Neuheiten.

Vesprochen von Carl Conte Scapinelli-München.

Man spricht gerne von der Überproduktion auf literarischem Gebiete, sowohl auf dem des Dramas, als auf dem des Romanes. Und es ist nicht zu leugnen, daß auf beiden Seiten erschreckend viel geschrieben wird. Und doch ist ein effektiver Mangel an guten, speziell an literarischen und dabei für die Bühne brauchbaren Stücken, und doch versichert jeder Redakteur, daß es an guten Romanen, sowohl für die Tagesblätter, als auch für die Zeitschriften mangle. Mit einem Wort, die Dichter unserer Tage verlieren immer mehr den Zusammenhang mit dem Publikum, sie sind undramatisch, wenn sie dramatisch sein sollen, sie verlieren sich in Details, wenn sie großzügig werden sollen, kurz, die „Gottbegnadeten“ schreiben aus einer anderen Welt heraus, aus einer anderen Gegend, unter deren Sonnenstrahlen andere Gefühle, andere Empfindungen, andere Moral, als die allgemeine, als die menschliche gedeiht.

Darum der Jammer der Theaterdirektoren, auch derjenigen, die der Literatur dienen wollen; es fehlt an Theaterstücken! Und wenn man dann so das Fazit eines Jahres zieht und alle Stücke durchgeht, die etwa Berlin, Wien, München und Hamburg auf ihren Theatern aufgeführt, dann werden sich kaum ein Duzend finden, die das Jahr ihrer Erstausführung überdauern und kaum die Hälfte davon wird Anspruch auf das Wort „literarisch“ machen können.

Es ist über dieses Thema ja schon allzu häufig geschrieben worden, und allzu oft hat man versucht, das Rätsel zu lösen, ob Publikum oder Autor die Schuld daran trage. Wir wollen uns mit der Tatsache allein begnügen, daß die Zahl der bemerkenswerten, literarisch irgendwie einwandfreien Theaterstücke äußerst gering ist und daß unserer Zeit, zwar nicht die Dichter, wohl aber die Dramatiker fehlen, denn selbst den größten und anerkanntesten Bühnendichtern, wie Hauptmann und Sudermann, macht man den Vorwurf, daß sie keine Dramatiker, sondern im Grunde ihres Herzens Epiker seien.



Nachdichtungen französischer Lyrik.

Von Laurenz Kiesgen-Köln.

Die Vermittler zwischen französischer und deutscher Literatur sind von jeher behende, fixe Leute gewesen. Abgesehen von dem großen Prozentjahre sprachkundiger Deutscher, haben vorzügliche und schnell auf den Plan tretende Übersetzungen manches französische Buch in Deutschland verbreiteter gemacht, als selbst in Frankreich. Zumal die Romanschriftsteller Frankreichs sollten dafür ihren deutschen Helfern Dank wissen. Aber die Lyrik? Es ist ein mißliches Ding, französische Lyrik zu übertragen.

Wer schon den Versuch unternommen hat, weiß, wie schwer es ist. Der französische Lyriker steht, schon formalistisch, im Banne ganz anderer Kunstanschauungen, als sie irgend ein Dichter anderer Nationalität kennt. Französische Verse so zu übertragen, daß die französische Eigenart recht zum Ausdruck kommt, würde wohl meist nur ungenießbare Produkte zutage fördern. Der Verdeutscher muß selbständig vorgehen. Wenn er sich zu sehr von „Pietät“ leiten läßt, ist er verloren. Darum kann nur ein wirklicher Dichter französische Lyrik verdeutschen. Darum wird aus dieser übertragenen Lyrik im Grunde genommen — deutsche Lyrik.

Diese Wahrnehmung kann man recht hübsch an den beiden Büchern machen, die kürzlich der Wiener Poet Stefan Zweig herausgab: „Gedichte von Paul Verlaine. Eine Anthologie der besten Übertragungen“¹⁾ und „Charles Baudelaire. Gedichte in zwei Bänden“²⁾.

Die Übersetzungen sind in beiden Bänden sehr schön, während die Verse lediglich Stefan Zweig zum Verfasser haben. An der Verlaine-Ausgabe sind außer Zweig noch Dehmel, Ewers, Flaischlen, Otto Hausler, Henckell, Karl Klammer, Fritz Koegel, Siegmund Mehring, Hedwig Nachmann, Schaufal, Schlaf und Paul Wiegler beteiligt.

Will man die Bedeutung der beiden Bücher — oder genauer gesagt der beiden Dichter — für uns abwägen, so muß man Verlaine den Vorzug geben. Er ist dem deutschen Empfinden viel näher als Baudelaire. Dieser reizt uns als sonderbare, scharf eigene Individualität; „Verlaine, der Dichter, dessen Vorfahren Deutsche gewesen, hat nicht viel mehr für Frankreich gefunden als das deutsche „Lied“, das den Franzosen noch heute so unfaßbar und unbegreiflich ist, daß sie sich

kein Eigenwort dafür gefunden und es hilflos in Anführungszeichen im Texte stehen lassen, der sich befremdet und beirrt von ihm abhebt.“ (Einleitung.) Die kurzen Charakteristiken, die Stefan Zweig den beiden Ausgaben vorangestellt hat, erfüllen ihren Zweck vorzüglich, über die Entwicklung der Dichter aufzuklären. Statt mehreres Interessante daraus hier anzuziehen, muß auf die Einleitungen selbst verwiesen werden.

Baudelaire wirkt kalt, berechnend, oft sonderbar oder gar abstoßend. Das gilt für die Prosagedichte noch mehr wie für die Verse. Man weiß manchmal nicht, was man aus dem Stücke machen soll und wo der verborgene Grund liegt, auf dem man das Verständnis aufzubauen habe. Kommt man später dahinter, so muß man sich sagen, daß die aufgewandte Mühe des Nachdenkens, für eine Kleinigkeit der poetischen Empfindung, wohl zu groß war. Fast kommt es uns dann vor, als wenn dieser Dichter uns Heutigen durchaus fremd geworden sei, der zu seiner Lebzeit die heftigste Parteinarbeit für oder gegen seine Kunst entloderte. Andernwärts aber trifft er auch wieder unsere Empfindung und unser Denken mit mächtigem Worte, so daß wir im ganzen den Eindruck eines einsamen, mehr pathologisch berührenden Dichters aus der Lektüre mitnehmen. Haschisch-Träumereien und emporgestachelte Sexualempfindungen werden nicht jedermann anstehen; trotzdem muß man für die Vermittlung eines so prägnanten Lyrikers den Übersetzern Dank wissen. Keineswegs wirkt das Buch modern in dem Sinne pikanter Sensationen; dafür sind Baudelaires Vers und Wort zu marmorkalt, eine Eigenschaft, die auch die Verdeutschung gut festgehalten hat.

Es ist als eine glückliche Idee anzusehen, daß St. Zweig aus den zahlreichen Nachdichtungen Verlaines das Bestgelungene zusammenzustellen versuchte. Wie deutsch Verlaine empfindet, beweist klar ein Gedicht wie „Schäferstunde“ (33). Man muß gestehen, daß wirklich das Wertvolle des vorhandenen Stoffes ausgedehnt wurde; reichlich kennt man z. B. die Übertragungen des Gedichtes „Le ciel est par-dessus le toit“, das hier in Flaischlens Umdichtung auftritt, und schon durch die einfache Überschrift „Im Gefängnisse“ sicheren Griffs den Grundton anklingen läßt, von dem aus dieses merkwürdige Lied mühelos verständlich wird. Manche Verse sind durch deutsche Dichter sozusagen wertvoller und poetisch wirksamer zum Ausdruck gekommen, als dies nach dem französischen Texte zu empfinden möglich war. Wie das gemeint ist, wird klar werden, wenn man die folgenden Beispiele aus der Sammlung vergleicht:

Un grand sommeil noir
Tombe sur ma vie;
Dormez, tout espoir,
Dormez, toute envie?

Je ne vois plus rien,	Je suis un berceau
Je perds la mémoire	Qu'une main balance
Du mal et du bien...	Au creux d'un caveau:
O la triste histoire!	Silence, silence!

Man muß gestehen, daß die wörtliche Wiedergabe zwar poetisch, aber nicht besonders tief wirken kann; Dehmel, dessen Umdichtung in unserer Sammlung

¹⁾ Berlin 1902, Schuster & Löffler.

²⁾ Leipzig 1902, Hermann Seemann Nachf.

steht, vertieft gegen den Schluß hin das einfache Gedicht in eigenartiger Weise. Man vergleiche selbst:

Ruhe (92)

Ein großer schwarzer Traum
Legt sich auf mein Leben;
Alles wird zu Raum,
Alles will entschweben.

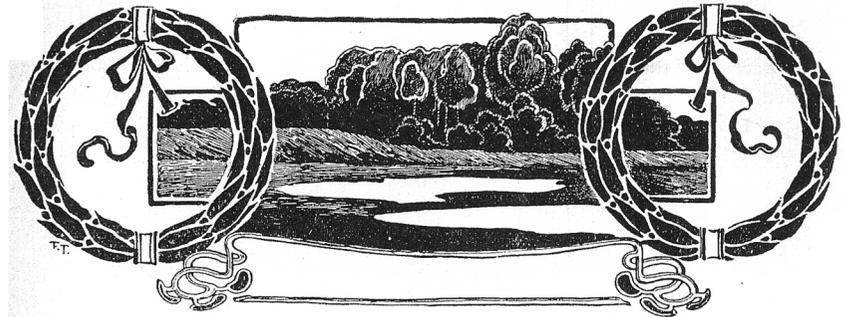
Ich kam nichts mehr sehn,
All das Gute, Schlimme;
Kann dich nicht verstehen,
O du trübe Stimme.

Eine dunkle Hand
Schaufelt meinen Willen;
Fernher graut ein Land,
Still, im Stillen.

Vergleichen individuelle Übersetzungen — denn sie ergeben ganz neue, tiefwirkende Lyrik — sind gerade die Dehmelschen alle in dem Buche, so „Mirafel“ und der längere Cyklus „Zu Gott“; sehr schön sind ferner Fritz Koegeles „Ein Hälmchen Stroh . . .“ oder Otto Hausers „An einen Dichter“. Andererseits kann man auch der Ansicht sein, daß Übertragungen, wie die angeführte von Dehmel, sich zu selbständig über das Original erheben und etwas anderes bringen, als sie bringen sollen: hier also einen Dehmel statt eines Verlaine. Stark ausgeprägte Individualitäten gehen meist so gewaltfam mit fremden Stoffen um, daß das Eigene das Fremde erstickt.

Freilich konnten aus den 17 (!) Versbüchern Verlaines nur die bedeutungsvollsten, für seinen poetischen Charakter wichtigsten Gedichte Aufnahme finden. Es ist da auch an ergößlicher Charakteristik manches von Interesse. Ein besonders starkes Beispiel für die widersprechenden Empfindungen in dem Kopfe des unverbesserlichen Abhynthrinkers Verlaine sind insbesondere die aufeinander folgenden Gedichte S. 114 und 116, die uns „In nächtlicher Einzelhaft“ in tönenden Rhythmen den Liebestaumel vorführen, während „Asperges me“ den Dichter in Ekstasen der Andacht schwelgen läßt: „Der ich ein Hlop nur in Gottes Hand . . .“ Sind es auch Gedichte aus verschiedenen Büchern, so tut das nichts für Verlaine, denn genau so taumelnd haltlos war er: Während er in „Sagesse“ die wunderbarsten Klänge katholischer Religionstiefe und weltfremder Mystik anschlug, feierte sein menschliches Teil Orgien des Sinnesrausches in dem gleichzeitig entstehenden Versbände, den er bezeichnenderweise „Parallelement“ nannte —.

Besonders für Freunde französischer Lyrik möchte ich die beiden Bücher empfehlen. Manches darin ist nicht zu verstehen, wenn nicht eine gewisse witzige Anzüglichkeit die Pointe erläutert (z. B. Die Muscheln, Verlaine 48), eine Art Wis, die nicht gerade für höhere künstlerische Bildung wirksam gemacht werden kann. Aber wir sehen doch zwei markante Poeten; wir erfahren, daß ihnen schon vieles Spren war, was einer Reihe von modernen Dichtern noch Weizen ist; wir horchen den fremden Tönen, nicht, um unsere Instrumente nun auf sie umzustimmen, sondern um unser Empfinden durch sie schärfen, vielleicht auch befruchten zu lassen.



Mgr. Dr. Schaepman †.

Biographisch-literarische Skizze von Br. Felician=Bluerheide.

Die Niederlande haben einen großen Sohn verloren. In erster Linie trauern Hollands Katholiken. Dr. Schaepman ist heimgegangen.

Was der Verstorbene auf dem Gebiete parlamentarischer Tätigkeit gearbeitet und errungen hat, ist in den Tagesblättern eingehend gewürdigt worden. Uns steht er viel näher als Dichter. In mehr als einer Hinsicht verdient er durch einen Nachruf in dieser Zeitschrift gewürdigt zu werden.

I.

Tubbergen im alten Bezirke Twenthe beglückwünschte am 2. März 1844 seinen Bürgermeister Schaepman zur Geburt eines Sohnes, der in der Taufe die Namen Hermann Johann Moïse Maria erhielt.

Der Vater war ein warmer Patriot. In den Kriegsjahren von 1830/31 stand er wacker auf der Seite seines Königs. Diese Zeit ließ ihn auch besondere Vorliebe für patriotische und kriegerische Lieder deutscher Dichter fassen; namentlich war Theodor Körner sein Mann. Unvergeßlich blieb ihm alles, was aus dem Soldatenleben sich seinem Gedächtnisse eingeprägt hatte. Daher kann es nicht auffallen, daß er nachmals seinen Sohn Körners „Schwertlied“ und „Gebet vor der Schlacht“ singen lehrte und in Verein mit dem Großvater des Knaben, einem begeisterten Verehrer des ersten Napoleon, das Kind zum echten, treuen Patriotismus erzog.

Während so der junge Schaepman innige Vaterlandsliebe einjog, machte seine tief gebildete Mutter ihn mit der französischen Poesie vertraut; Racine, Corneille, Molière und Lafontaine waren schon früh seine Bekannten. Zwar hielt mancher dafür, „daß ein Knabe von zehn Jahren solche Dichter noch nicht würdigen könne.“ „Das ist auch nicht nötig“, war die Antwort der Mutter, „er bekommt auf jeden Fall jezt das in den Kopf, was er später begreifen kann.“¹⁾

Ein Herzenswunsch des Knaben war es, Seemann zu werden und unter der Flagge seines Vaterlandes kämpfen zu können. Unter dem Einflusse der Begeisterung für militärisches Leben bei Vater und Großvater hatte sich in ihm eine richtige Kriegernatur entwickelt. Und hätten seine schwachen Augen nicht seine Matrosen-

¹⁾ Jan ten Brink: N.-Nederl. Lett. in de XIX Eeuw 1889, III. S. 165.

